

Musikheiliger und dekadenter Ästhet

Am 10. Dezember 1822 ist er in Lüttich geboren worden: Wer war **César Franck**?

Von Matthias Kornemann

Was für ein Landsmann er eigentlich war, wusste der am 10. Dezember 1822 in Lüttich geborene César Franck vermutlich selbst nicht so genau. Den belgischen Staat gab es ja noch gar nicht. Der Spross ausgemacht amüslicher deutscher Vorfahren betete sein Vaterunser auf Deutsch, sprach aber nur französisch. „Aus Flandern“ müsse er wohl kommen, mutmaßte Debussy später. Die Nachwelt aber stritt mit kurioser Hartnäckigkeit um Herkunft und geistiges Erbe, und noch immer stehen wir im Bann dieser abgelebten Perspektive. Über Franck werde derzeit wenig geforscht, da er „nicht ganz französisch“ sei, bemerkte ein junger französischer Musikwissenschaftler noch kürzlich zu mir.

Francks Vater Nicholas-Joseph, ein kleiner Bankangestellter, regierte seine Familie mit tyrannischer Kontrollsucht und dressierte den Frühbegabten zu einem Wunderkind-Automaten. Spiel und Kindheitsglück erlebte Franck nicht, alles war auf das Ziel ausgerichtet, mit diesem Mirakel an Frühreife eine ganze Familie zu ernähren. Kaum hatte er in Lüttich ausstudiert, zogen die Francks ins Paris der Julimonarchie. Das schien der rechte Ort für den zwölfjährigen Wunderknaben, der seine virtuoson Klavierkompositionen mit einer an Liszt und Alkan heranreichenden Fingerfertigkeit vorzutragen wusste.

Aber etwas fehlte ihm. Der Heranwachsende schien nicht zu erfüllen,

was das Wunderkind versprochen hatte, und die Pariser Musikkritik richtete mitleidlos: „Gewiss hat dieser junge Mann Talent, aber es ist ein mechanisches Talent. Es ist angenehm, sauber, trocken. Für ihn ist Inspiration als Komponist oder Interpret ein geschlossenes Buch. Eine Melodie oder eine Schwierigkeit vertreiben niemals sein unaustilgbares stereotypes Lächeln.“ Es sollte seine lebenslange Maske bleiben.

Für die ganze Litanei des Scheiterns ist hier kein Raum. Das Konservatorium verließ er nach glänzendem Beginn ohne Abschluss, und seine frühen Arbeiten, darunter vier Klaviertrios und ein immerhin milde erfolgreiches Oratorium „Ruth“ versanken rasch in Vergessenheit.

Es sah so aus, als wäre das Schicksal des frisch verheirateten 25-Jährigen, der eine wachsende Familie zu ernähren hatte, besiegelt: ein trostloses Leben als Hilfsorganist und Lehrer unbegabter Musikschüler. Ein großes Schweigen legte sich 14 lange Jahre über sein Leben. Als Komponist schien Franck gestorben zu sein, bevor er auch nur eins der heute gespielten Werke geschrieben hatte. Dass ein schöpferischer Mensch aus einem solchen Abgrund auftauchen würde, war kaum zu erwarten.

Die Berufung auf einen eher bedeutungslosen Organistenposten markierte den miraculösen Wendepunkt. Dort entfaltete sich eine einzigartige Improvisationsgabe, die ihm wachsende Bewunderung des Klerus und der musikalischen Connaissseure einbrachte. Ohne sich aktiv beworben zu haben,

FONO FORUM-Archiv

Im Sommer hatten wir über Aktivitäten im César-Franck-Jahr 2022 berichtet.

bit.ly/FF-Archiv-Franck-8-2022



wurde er 1857 Titularorganist an der neu erbauten Kirche Sainte-Clotilde im aristokratischen Faubourg St. Germain. Die vom epochalen Orgelbauer Cavaillé-Coll konstruierte Orgel war ein wahres romantisches Orchester. Franck liebte sie über alles und das bewies er seinen Arbeitgebern. „Sie haben einen wunderbaren Fürbitter, mein Sohn. Er wird Gott mehr Seelen gewinnen, als wir es können“, soll der Pariser Erzbischof zum Gemeindepriester gesagt haben.

Nun hatte er es zu bürgerlichem Status gebracht, war Titularorganist und schließlich Orgelprofessor am Conservatoire. Aber als stehe er noch immer im Bann seiner dunklen Jahre, hörte er nicht auf, Privatschüler in ganz Paris zu unterweisen. Und allmählich sammelte sich ein anbetender Schülerkreis um den „Pater Seraphicus“, den engelsgleichen Vater. D'Indy, Chausson, Duparc sind nur die glänzendsten Namen dieses etwa sektiererischen Zirkels. Wie es ihm gelang, sein „eigentliches“ Werk zu schaffen, bleibt ein Rätsel. Zeit zum

Erotischer als „Psyché“ war auch der „Tristan“ nicht

Komponieren hatte er nur zwischen 5 und 7 Uhr morgens und in den bescheidenen Sommerfrischen.

Früh sah man in ihm einen mild-un-eigennütigen Musikheiligen, der sein Leben für die Kunst zu opfern schien. Was nicht in dieses Bild passte wie die Oper „Hulda“, in deren frenetischem Libretto sich die Leichen regelrecht türmen, übersah die verehrende Nachwelt. Die eigentümlich spirituelle Atmosphäre seines späten Schaffens nährt sich indes kaum von orthodoxer Gläubigkeit. Nicht der Kirche gewann er die Seelen, sondern dem kunstreligiösen Konzeritual. Schon die „Six Pièces“ für Orgel, sein Durchbruchwerk (1862), sind säkulare Formen ohne liturgische Bindung. Auch die „Seligpreisungen“, das verkannte Opus magnum, gehören dem Konzertsaal allein.

Programmatische wie absolute Werke scheinen ihre komplexe Form, die sich oft dem zyklischen Denken des späten Beethoven nachbildet, einem dualistischen, fast manichäischen Denken zu unterwerfen, in dem sich ein erlösungsbedürftiges Individuum einem chromatisch schillernden Pfuhl zu entwinden scheint. Wer einmal mitdurchlitten hat, wie sich das Choralthema des „Prélude, Chora et fugue“ kurz vor Ende aus den kontrapunktischen Verschlingungen freiarbeitet, fühlt, dass hier existenzielle Dinge zur musikalischen Sprache kamen, für die die französische Musik bis dato kein Vokabular besaß. Das gilt auch für die sinfonische Dichtung „Éolides“, deren Motivfäden sich im lauen Wehen seines einzigen „Plein-air“-Werkes so anmutig umschlingen, oder die schwül-sinnliche „Psyché“. Erotischer war auch der „Tristan“ nicht, mochte Franck auch

in völliger Verken-
nung seiner Kräfte
das Wort „Gift“ in
sein Privatexemplar
geschrieben haben.
Dass der Pater Se-
raphicus höchst

Bedenkliches zu Papier brachte und zu einem Erzvater des dekadenten Ästhetizismus aufsteigen sollte, lag wohl außerhalb seines Vorstellungsvermögens.

Demütig dem Improvisieren, Unterrichten und Komponieren verschrieben, der Welt verloren, ohne Reise- und Bildungserlebnisse, ohne eigene Schriften, führte er ein ereignisloses, weltentrücktes Künstlerleben, das allmählich von der Kunst aufgezehrt wurde, bis davon außerhalb der Musik kaum mehr etwas blieb. Wer weiß, was er noch geschaffen hätte, wäre er nicht im Juli 1890 auf dem Weg zu einer privaten Kammermusik von der Deichsel eines Pferdeomnibusses in die Seite getroffen worden. Natürlich schleppte er sich zu seiner Musik. Von den Folgen des Unfalls aber sollte er sich nicht mehr erholen. ■